



Abend =

Zeitung.

10.

Montag, am 12. Januar 1835.

Dresden und Leipzig, in der Arnoldischen Buchhandlung.
Verantw. Redacteur: C. G. Eb. Winkler (Eb. Hell.)

Die Amazone von Miremont.

(Fortsetzung.)

9.

Während der König von Navarra prachtvolle Kleider anlegte, um in vollem Glanze vor der schönen Burgfrau zu erscheinen, hatte Magdalene Lagrange zu sich entbieten lassen, um ihm, dem Anscheine nach, einige Aufträge wegen Bewirthung des königlichen Gefolges zu geben, in der That aber ihm, dem siejam vorigen Abend wehe gethan zu haben glaubte, durch Freundlichkeit das Geschehene zu vergütigen. Vielleicht wollte sie auch sich durch seinen Anblick in ihrem Vorsatze stärken, gegen den König das strenge, zurückhaltende Benehmen durchzusetzen, das sie sich während seiner Anwesenheit vorgenommen hatte.

Der Ruf Heinrich's von Navarra hatte ihn zu sehr als eifrigen Verehrer des schönen Geschlechts bezeichnet, sein Aufenthalt, sein Treiben am Hofe der Königin Mutter hatte diesem Rufe nicht widersprochen und den jungen Fürsten nicht in dem vortheilhaftesten Lichte gezeigt, so daß Magdalene sich leicht sagen konnte, daß nicht allein ihr Ruf, sondern wohl hauptsächlich ihre Schönheit ihn nach Miremont geführt habe. Sie hätte es nicht verhindern gekonnt, ihn in ihrem Schlosse, das so vielen Edlen offen stand, aufzunehmen, und doch fürchtete sie, daß ihr Ruf dadurch litt, da man diesen Fürsten von Einer zur Andern, von einer Eroberung zur andern fliegen

sah. Deshalb ihr berechnetes kaltes Benehmen gegen den Fürsten, den sie aus mancherlei Gründen lieben und achten mußte, deshalb die ausgezeichnete Freundlichkeit gegen Lagrange, damit er, der eben so leicht als sie Heinrich's Plan durchschauen konnte, nicht in dem Glauben an sie wankend wurde. Der Zwiespalt in ihrem Innern ließ sie eben so besorgt seyn, er könne wähen, sie liebe ihn noch so heiß wie in jenen glücklichen Tagen auf Sauval, als fürchten, er möchte glauben, des Königs Anwesenheit könnte ihre Neigung zu ihm vermindern.

Mit diesen Vorsätzen, bei dieser Furcht, mußte jedes verbindliche Wort, jede Schmeichelei des Königs an ihrem streng verschlossenen Herzen nutzlos verschwendet seyn. Das Mittagmahl ging vorüber, der Abend nahte, Heinrich von Navarra war noch um kein Haar breit seinem Ziele näher gerückt, und Fervaques betrachtete schon im Marstalle das Tigerroß als sein Eigenthum. Der König verlor jedoch nicht seine vergnügte Laune, scherzte mit Magdalenen, sprach in dem andern Augenblicke mit ihr über die ernstesten Dinge und zeigte sich so ganz in der ihm so eigenen Liebenswürdigkeit, daß sie, sobald er jedes Schmeichelwort aus seinem Gespräch verbannte, ihm mit Unbefangenheit und gleicher Liebenswürdigkeit entgegen kam.

Auch der Abend verstrich, heiter gemischt, wie der Tag, doch gestand König Heinrich, als er am Abend mit Fervaques sich wieder allein auf seinem Zimmer befand, diesem offen, daß er sich noch keines zärtlichen

Blickes noch Wortes der Dame von Miremont zu erfreuen habe.

Er schien darüber nachdenkend geworden zu seyn, denn er brach plötzlich das Gespräch ab, und blickte gedankenvoll hinab in die rauschenden Fluthen der Dordogne. Fervaques, der sich wahrscheinlich langweilte, wollte die abgebrochene Unterhaltung wieder anspringen und begann von der schönen Burgfrau zu reden, die in ihrem Trauergewande reizender sey als alle Hofräulein der italienischen Königin, aber Heinrich unterbrach ihn schnell: „Laß die edle Frau ruhen, sie schläft vielleicht schon längst und träumt gewiß nicht von uns. Sie beschäftigt in diesem Augenblicke nicht meine Phantasie, ein anderes Bild hält mich hier fest.“

Wohl das Bild ihrer schönen Zose oder Freundin Alice? — nahm Fervaques das Wort — Ist die Dame eine Venus, so ist diese Zose wenigstens eine ihrer Grazien —

Laß das und störe mich nicht! — unterbrach ihn der König unmuthig, doch als Fervaques sich entfernen wollte, hielt er ihn zurück — Ich habe, wie Alle, die ihre Jugend in wilden, felsigen Gegenden verlebt, eine Sehnsucht nach meiner Heimat; drei Jahre bin ich nun schon von ihr getrennt, drei Jahre habe ich die schneebedeckten Gipfel der Pyrenäen nicht gesehen, und der Anblick dieses Felsstales, der Anblick der über Klippen strömenden Dordogne ruft mir heute das enge Thal zurück, wo auf herüberhängenden Felsen das alte Schloß Coarasse mit seinen spizen Thürmen über den Abgrund ragt. Hier verlebt ich, abgeschlossen von der großen Welt, meine Kindheit, durchschwärmte in den ersten Jahren mit meiner basckischen Wärterin, späterhin mit meinem alten Gaucherie, meinem würdigen Lehrer, die Thäler und Wälder, die das alte Coarasse umgaben, und kletterte mit dem Steinbock um die Wette von Fels zu Felsen, wadete durch den Waldstrom, der unter dem Schlosse vorüber rauschte, und der, bald angeschwollen, sich meinen Wanderungen widersetzte, bald trocken, mir einen gebahnten Weg über die glatten Steine bot, an sein anderes Ufer zu gelangen. — Lächle nicht über die Erzählung aus den Tagen meiner Kindheit, Fervaques; ich spreche lieber davon als von dem Aufenthalte in Fontainebleau und im Louvre — drum höre mir nur weiter zu und schlafe nicht ein, denn mich hält die Erinnerung noch lange wach.

Als ich größer wurde, das heißt, als ich das achte Jahr erreicht hatte, lief ich oft allein, mein Stück Schwarzbrot, meinen Käse und eine große Zwiebel in

der Tasche, in den Bergen umher, am liebsten aber wallfahrte ich dann nach einem mir sehr lieben Punkte, nach einer kleinen Hütte, die einem alten basckischen Mütterchen gehörte, die mit ihren beiden Ziegen allein in dieser öden Wildniß lebte.

Der Hütte gegenüber und von dem nämlichen Bergströme, der den Fels von Coarasse bespült, umrauscht, lagen die Ruinen eines alten, bemoosten Gemäuers, das mich besonders mit den zwei hohen Kastanienbäumen, die aus seinen Trümmern hervorragten, wunderbar anzog. Ich hatte die Alte schon deshalb recht lieb gewonnen, weil sie mir immer Wunderdinge aus den Zeiten Roland's erzählte, wofür ich dann mein Brod und meinen Käse mit ihr theilte und ihr die Zwiebel ganz überließ, die ich gar nicht mochte. Unter Mancherlei, was mir die Alte erzählte und sagte, sind zwei Sachen noch jetzt tief in mein Gedächtniß geprägt. Einmal verglich sie mich mit dem Waldströme. — „So wird auch Dein Leben seyn, Prinz von Biane!“ — sagte sie im prophetischen Tone — „Oft wird es ärmlich seyn, dann wirst Du keinen Tropfen Wein haben, Deinen Durst zu stillen, ausgetrocknet wird die Quelle Deines Reichthums seyn wie dieser Strom; aber bald wird Dir das Glück wieder lächeln, wie dieser Waldbach wirst Du von Fluß zu Fluß Dich ausbreiten, bis Du in's große Meer jenseit Dich verlieren wirst. Darum sey beherzt im Unglück, nicht übermüthig im Glück, gedenke der Armen, gib immer von Deiner Armuth wie von Deinem Ueberflusse, und Du wirst noch ein großer König werden.“ — Da flog mein kühner Geist über die Gebirge, denn dort in Spanien suchte ich das große Königreich Navarra, was der katholische Ferdinand meinem Ahnherrn entriß. Noch nenn ich es nicht das meine. Aermlich ist mein Leben gewesen, Fervaques, oft habe ich wahrlich nicht gewußt, wer mir am andern Tage einen Becher Wein reichen werde, aber das Glück hat mir nur erst bei den Frauen gelächelt, sonst blieb es mir abhold, und selbst mit meiner eigenen Frau kehrt es nicht in meinem Hause ein.

Und das Zweite, was sich in Euer Gedächtniß prägte? fragte Fervaques, der immer schläfriger wurde und das Ende der Erzählung herbeiwünschte.

Das ist anderer Art! — erwiederte der König — Es ist eine Sage aus alter Zeit, wie solche das Gebirgsvolk zu Hunderten zu erzählen weiß. „In Roland's Zeiten,“ — so berichtete die Alte — „lebte auf jenem, damals prachtvollen und weitläufigen Schlosse ein junger Ritter, nach welchem die edlen Fräulein der

Umgehend und jede Dirne, die mit ihrer Ziegenherde hierher trieb, gern blickte, denn er war brav und gut und schön, daß die Sage von ihm ging, er sey eines Königs Sohn. Aber alle Blicke, alle Seufzer der Jungfrauen fanden keinen Eingang in sein Herz, das eine sonderbare Erscheinung gefesselt hatte. Er lustwandelte nämlich an einem Frühlingabende am Ufer dieses Stromes, der Mond schien hell, die Millionen Thautropfen funkelten wie Millionen Sterne auf dem grünen Wiesenteppiche und die munteren Fische plätscherten in den rauschenden Fluthen des angeschwollenen Stromes. An einen alten Weidenstamm gelehnt, sah er in das Wasser, freute sich, wie die Wellen sich vergeblich mühten, die Sternlein mit sich fortzunehmen, die ihnen immer wieder entwischten, um ihr Spiel mit einer neuen Welle zu treiben. Da verhallte plötzlich das Rauschen des Bergstromes, seine Wellen wälzten sich nicht mehr über das Gestein, die Fluth ward zum glatten Spiegel, in dem der Mond sein Silberhaar badete. Jetzt theilte sich der Spiegel, ein wunderbarlicher Ton, als wenn Tropfen von der Höhe herab in ein goldenes Becken fielen, ließ sich vernehmen und ein feuchtes Weib hob sich aus der Fluth, schüttelte ihr langes, blondes Haar, daß es im Mondlichte trockne, hob Nacken, Brust und Arme aus dem Wasser empor, plätscherte in der Fluth und sah dabei lächelnd umher. Da erblickte sie den jungen Ritter hinter dem Weidenstamme, mit funkelndem Blicke ihre Reize verschlingend; sie erschrak, tauchte unter, und wild rauschten nun die Wellen wieder über sie hin, der Fluß schwoll an, die Fluthen wälzten sich über das Ufer, wälzten sich bis zu des Ritters Füßen, so daß er, als er aus seinem Entzücken erwachte, vor den tobenden Wellen den Berg hinauf fliehen mußte.

Seit dieser Zeit stand der Ritter, so oft die Mondscheibe sich in dem Strome badete, am Fenster des Schlosses und sah sehnsuchtvoll hinab in die Fluth. Aber das holde Weib, die liebliche Nebelgestalt, erschien nicht wieder. Der Mond ging auf, ging unter, die Fluthen rauschten dahin und bildeten sich nicht mehr zum funkelnden Wasserspiegel. Aber dessenungeachtet, von kühler Frühlingluft umweht oder beim Rauschen des herblichen Sturmes, selbst wenn der Strom im Nachtfrost erstarrt war, stand er, der keinem irdischen Weibe mehr in's Auge blickte, an dem Fenster oder hinter dem Weidenstamme, und lauschte und barnte mit unaussprechlicher Sehnsucht.

„An dem Abend vor dem heiligen Christfest blickte er auch aus dem Fenster und schaute hinab. Noch hatte der Winter dem Strome seinen kalten Mantel nicht übergeworfen, und er floß dahin, murmelnd, als freue er sich des grünen Schmuckes seines Blumenufers. Da rauschte es hinter ihm, er wandte sich und sah, wie die alte Tapete borst, die Wand sich theilte und eine dichtverschleierte Frauengestalt langsam auf ihn zuschritt, unter deren Schleier es wie Regentropfen herabträufelte. Ahnung ergriff, durchschauerte ihn. „Du hast mich noch einmal zu sehen gewünscht,“ — sprach sie leise wie das Murmeln einer dahinrieselnden Quelle — „von Deiner treuen Sehnsucht gerührt, komme ich, Du siehst mich hier vor Dir.“

Dem Ritter, sonst ein tapferer Degen, ward bei diesen Worten wonnig, aber auch grauig zu Muth. Die vor ihm stehende Gestalt hatte ein sonderbarliches Ansehen; Gewand und Schleier schienen aus funkelnden Thautropfen gewoben, die, doch nicht farbig, nur silbern strahlten, vom Gesicht und Körper sah er nichts, sie blieben ihm hinter dem feuchten Nebel verborgen.

„Du bist so stumm!“ — sagte jetzt das feuchte Weib — „Was wünschst Du von mir, Ersäunter? Sprich schnell, denn hier kann mein Bleiben nicht lange seyn.“

„Wirf Deinen Schleier zurück; daß ich erkenne, ob Du es auch bist, deren Himmelszüge sich so tief in mein Gedächtniß geprägt haben, daß nichts sie dort verwischen könnte!“ — bat der Ritter, und sie warf den Schleier zurück. Sie war es, das goldene Haar hing triefend über die blendende Schulter, das Weichenauge blickte liebergelüht ihn an, sie streckte die Marmorarme ihm entgegen, und er ruhte an der Brust, die an jenem Abende seine Sinne umnebelt hatte.

Als sein Diener am Morgen ihm den Frühtrunk bringen wollte, fand er seinen Herrn nicht, sein Bett war leer, aber in dem Erkerzimmer rollten Perlen zu seinen Füßen, mit denen statt der Thautropfen der Boden jetzt bedeckt war.

Nach drei Jahren, am nämlichen Christabende, ritt der Ritter auf wieherndem Streitroß wieder in seine Burg ein, betete die Nacht in der Kapelle und zog am andern Morgen, von seinen Mannen begleitet, in den Krieg. Er kehrte nicht zurück und Weiteres hat man von ihm nicht vernommen, das Schloß aber traf der Blitz und zerstörte es.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Correspondenz; Nachrichten.

Aus Hamburg.

(Fortsetzung.)

Mad. Schodel aus Wien, zuletzt beim königstädt. Theater in Berlin angestellt, gab die Rosa in „Adlers Horst“ (2 Mal), Camilla in „Zampa“, Donna Anna, Agathe, Agnes, und Marie in „Blaubart“ als Gastrollen, und zwar mit hier selten erhörtem Beifall, so daß ihr beim Abschiede sogar Kränze zugeworfen wurden, deren freilich eine Schröder nicht bedarf, weil sich bereits der unverwelkliche des ächten Ruhmes um ihre Schläfe windet. Mad. Schodel ist indeß, jene Uebertreibungen, welche wohl nur der hübschen Frau galten, abgerechnet, eine schätzenswerthe Sängerin mit einer recht artigen Stimme, in guter Schule gebildet, welche sie nur oft über die Gebühr anstrengt, wobei der Ton nicht selten in Schwebung geräth. Vorzüglich war ihre Rosa von sehr gutem Spiele unterstützt; eine schwache Leistung war ihre Donna Anna.

Dem. Franchetti vom Bremer Theater gab die Rosine, Zerline und Annchen als Gastrollen. Sie ist eine gut gebildete Sängerin und für zweite Partien sehr brauchbar; ihr Spiel ist zweckmäßig und war in der Rosine viel besser als dasjenige mancher hochgepriesenen Sängern. Sie fand Beifall.

Herr Käder vom königstädt. Theater in Berlin, jetzt bei unserer Bühne angestellt, gab den Figaro, Leporello und Baptiste (Maurer) als Debutrollen. Seine Stimme, ein nicht übler Bariton, bedarf noch gar sehr der Wandlung, wenn er in bedeutenden Partien der Oper auftreten will; der Ton ist ungleich und oft breit. Im Spiel schließt er sich den besseren Komikern an, und fand später in einigen Rollen im Schauspiel bedeutenden Beifall.

Eine Dem. Weinhold vom Theater zu Düsseldorf, von der deutschen Oper in London zurückkehrend, zeichnete sich durch nichts zu ihrem Vortheil aus, und wir begreifen nicht, wie sie in London, wo man doch ausgezeichnete Sängern kennt, als Myrrha (die sie auch hier gab) Beifall gewinnen konnte. — Wir haben diese Partie nie schülerhafter ausführen gehört. —

Herr Zängl vom Theater zu Regensburg gab den Hans Sachs, Isidor und den Herrn von Bern (unterbrochene Whistpartie) als Gast und wurde dann bei unserer Bühne für den noch immer kranken Jacobi angestellt. Dieser Schauspieler steht noch im Anfange der schwereren Kunst und wird noch viel studiren und manche Ecken abschleifen müssen, bis er sich in einem Charakter frei bewegen kann. Er besitzt ein sehr sonores Organ und eine gute Gestalt.

Victor Hugo's Drama: „Marie Tudor“, übersetzt von Forst, spannt, wie alle Stücke dieser neuen französischen Schule das Gefühl gewaltsam auf die Folter, ohne Wahrheit in den vorgeführten Charakteren aufzuweisen oder einen haltbaren Grundgedanken zu besitzen. Doch wird man es nirgend ohne Interesse ansehen, bis — zum unbefriedigenden Schlusse. Das treffliche Spiel der Schröder machte uns dieses Drama erträglicher; ihr standen Dem. Sutorius (Johanna), Fehring (Gilbert), Stölzel (Fabiani) und Jost (Jude) würdig zur Seite.

„Die Günstlinge“, von Mad. Birch-Pfeiffer, kann man zu ihren besseren Erzeugnissen zählen, wenn man den als gänzlich hors d'oeuvre erscheinenden fünften Akt, nicht in Rechnung bringt. Das Stück entwickelt sich gut bis so weit und ist wirksam auf der Bühne; auch kann man einigen Charakteren die Wahrheit nicht absprechen, wozu jedoch der Mamon wohl nicht zu rechnen ist. Mad. Schröder (Catharina), Dem. Enghaus (Agroffine) und Fehring (Potemkin) leisteten Ausgezeichnetes. Das Stück fand Beifall.

Die neu einstudirte treffliche Oper von Gretry: „Rudolph Blaubart“, mußte sich leider so sehr mit fremden unächten Flittern aufputzen lassen, daß von ihrer Urgestalt nur wenig geblieben war. Man sollte doch so klassische Werke mehr achten.

Ed. von Schenk's Schauspiel: „Die Krone von Cypern“, wetteifert in Unwahrheit der Charaktere mit den neuesten französischen Stücken, wozu noch die Unwahrscheinlichkeit in vielen Situationen des Stückes kommt. Dagegen ist die Sprache durchgehends trefflich, wie man sie selten findet, und ächte Poesie waltet, ohne daß ihr die Wahrheit der Rede geopfert wäre, wie man es in neueren deutschen Dramen so häufig findet, wo die mit Bildern und Betrachtungen überfüllte Rede die Handlung förmlich erdrückt. Außer der Schröder müssen noch Jost (Fulco von Villaret's), Gloy (Xeno), Stölzel (Adhemar) und Dem. Enghaus (Amadea) mit Lob genannt werden. Fehring konnte freilich aus dem lächerlichen Tyrannen Amalrich nichts Gescheites machen.

September.

Der Tenorist Hoffmann vom königl. Theater in Berlin erschien als ein lieber Bekannter und gab den Fra Diavolo, Othello, Cleomenes, Hoon, Licinius, Robert, und Masaniello als Gastrollen. Fast in allen diesen Partien zeigte er sich als ein sehr guter Sänger, und auch sein Spiel war in einigen recht brav. Er fand auch dieß Mal vielen Beifall.

Herr Börner aus Wien gab den Schuster im „Lumpacivagabundus“ und Kluck (3 Mal) als Gast und zeigte viel Talent in Darstellung dieser, dem niedern Volkleben entnommenen Charakteren. Das ist Alles, was wir über ihn sagen können, da er in anderen Rollen sich nicht zeigte.

Das Lustspiel: „Von Sieben die Häßlichste“, nach Gold's Erzählung von Angely, fand vielen Beifall und mit Recht; es ist ein recht artiges Scherzspiel, ohne irgend einen sentimental Anklang, wie ihn eigentlich auch kein Lustspiel haben sollte, und der bühnenkundige Bearbeiter hat damit dem deutschen Theater, welches an dergleichen Stücken eben nicht allzu reich ist, ein recht angenehmes Geschenk gemacht. Die ganz vorzügliche Darstellung hob es ungemein. Voran steht unser trefflicher Charakteristiker Jost als Jeremias Ambrosi, ein komisches Bild aus dem Leben gebend; ihm sekundirten würdig Stölzel (Hellwald), Dem. Sutorius (Ernestine) und die Damen Marschall, Klengel und Madel in den Rollen der drei alten Schiedsrichterinnen. Das Stück wird noch manche Wiederholung erleben.

(Die Fortsetzung folgt.)

(Nebst einer Beilage von den Hahn'schen Verlagshandlungen in Hannover und Leipzig.)